

gelegt wird, auf welchem Wege wird er allein einwandfreie Resultate gewinnen können? Die Beantwortung dieser Frage hat sich Goldschmidt, ausgehend von dem geplanten deutschen Einbandkatalog, als Aufgabe gestellt und kennzeichnet zu diesem Zweck zunächst die Fehlerquellen, die »einen so bedenklich hohen Prozentsatz von Fehldatierungen und falschen Zuschreibungen in der Einbandliteratur verursacht haben«. Seine erste, nachdrücklich hervorgehobene These lautet: Der Einband eines Buches rührt fast niemals vom Drucker oder Verleger her, sondern ist am Wohnsitz des ersten Besitzers entstanden. Nach Goldschmidt gibt es also keine Verlegerbände, auch nicht, wie man bisher allgemein annahm, von Koberger und Aldus. Der Buchdruck kulminiert an den großen Handelszentren, der Einband wird in den Universitätsstädten hergestellt. Diese Gegenüberstellung hat ohne Zweifel etwas Bestechendes, ob sie durchaus richtig ist, scheint mir fraglich. Wenn z. B. von Universitätsstädten wie Wittenberg und Leipzig behauptet wird, sie hätten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert »gar keine oder geringe Buchproduktion« gehabt, so ist das, wie jeder Kenner der Druckgeschichte weiß, zweifellos unzutreffend. Beide Städte sind als Erzeugungsorte sowohl für den Einband als auch für den Buchdruck von Bedeutung. Um so beachtlicher erscheint mir dafür die Folgerung, die Goldschmidt aus seinen Beobachtungen zieht: der erste Besitzer ist, wenn irgend möglich, vor allem andern festzustellen. Es ist keine Frage, daß die strikte Befolgung dieses Grundsatzes sich als außerordentlich fruchtbar für die Einbandforschung erweisen wird. Goldschmidt selbst hat in seinem unlängst erschienenen großen Einbandwerk (Gothic and Renaissance Bookbindings, London 1928) alle alten Besitzvermerke sorgfältig geprüft, bei den Einbandbeschreibungen mit angeführt und sie schließlich in einem besonderen Index vereinigt. Er stellt hier die Gesichtspunkte, die für seine Methode bestimmend waren, nochmals klar, übersichtlich und eindrucksvoll zusammen und gibt Hinweise für ihre Prüfung. Kurz schildert er auch seinen wesentlichen Anteil an der Lösung der Maioli-(Mahieu)-Frage, die lediglich der Beobachtung dieses Grundsatzes zu verdanken ist. Erst wenn sich keinerlei Anhalt über die Person des ersten Besitzers aus dem Buch gewinnen läßt, soll nach Goldschmidt die Prüfung des Einbands, seiner Stempel und sonstigen Verzierungen erfolgen. Den bisherigen Resultaten der Einbandforschung, die nur von der äußeren Gestaltung des Einbandes selbst ausgeht, steht Goldschmidt allerdings sehr skeptisch gegenüber, skeptischer als irgendein anderer Einbandforscher.

Diesem inhaltreichen, höchst anregenden und glänzend geschriebenen Einleitungsaufsatz Goldschmidts folgen eine Anzahl wertvoller Einzeluntersuchungen, auf die ich leider nur mit wenigen Worten eingehen kann. Fr. Bock stellt in einer außerordentlich gründlichen Studie das Einbandwerk des Nürnberger Dominikaners Konrad Forster zusammen, der durch seine schon 1436 geübte Praxis, Inschriften mit Einzelbuchstaben auf den Einband zu pressen, in der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst eine bedeutsame Rolle spielt. Sein Lebensgang wird geschildert, seine Einbandtechnik, besonders die eigenartigen »Klappenbände«, dargelegt und durch gut ausgewählte Illustrationen erläutert. Sehr brauchbar ist vor allem Bocks Liste aller von Forster benutzten Stempel mit genauen Angaben der Zeit ihrer Verwendung.

G. D. Hobson behandelt die bisher nicht bekannte Verwendung von Stempelmustern des zwölften Jahrhunderts auf Einbänden des fünfzehnten Jahrhunderts, die er sowohl für deutsche als auch für englische Einbände nachweisen kann. Die Frage ist zu beantworten, ob in diesen Fällen alte Stempel wiederverwandelt oder neue nach Mustern auf alten Einbänden hergestellt worden sind. Für England liegt nach Hobson die Möglichkeit der Wiederverwendung alter Stempel vor, während in Deutschland neue Stempel nach alten Vorbildern geschnitten wurden.

D. Leuze liefert die sorgfältige Beschreibung eines neu aufgefundenen Lederschnittbandes in der Eßlinger Kirchenbibliothek. Obgleich der schöne Einband den für Nürnberger Arbeiten charakteristischen Schmuck, auf dem Vorderdeckel Lederschnitt, auf dem Hinterdeckel Einzelstempel, aufweist, läßt er sich doch nicht der Werkstatt des Buchbinders Mair zuteilen, die Herbst (Die Bibliothek und ihre Kleinodien, Leipzig 1927, S. 83 ff.) in Nürnberg festgestellt hat. Die Einzelstempel des Hinterdeckels weichen von den von Herbst beschriebenen durchweg ab, höchstens könnte der Lederschnittkünstler bei beiden Einbandgruppen der Gleiche sein.

Über kaum einen alten Buchbinder ist so viel geschrieben worden wie über den Geislinger Kaplan Johannes Nichenbach, der gleich Forster seinen Namen in Einzelstempeln auf den Einband zu pressen pflegte. Nachdem D. Glauning in einer ausgezeichneten Studie (Die Bibliothek und ihre Kleinodien, S. 96 ff.) sämtliche bisher bekannten Arbeiten des Meisters zusammengestellt und seine Technik eingehend geschildert hatte, vermag D. Rest nach kaum Jahresfrist

wieder »Neues« über den Meister mitzuteilen und die Zahl der bekannten Nichenbachbände um einige wesentliche Stücke aus der Studienbibliothek in Salzburg zu vermehren. Das Neue, das Rest bringt, besteht vor allem in dem aus Urkunden geführten Nachweis, daß Nichenbach von 1463—1486 Kaplan zu Geislingen war. Diese Daten entsprechen ziemlich genau den Jahreszahlen, die aus seiner Bindetätigkeit bereits erschlossen waren. Nichenbach hatte die Kaplaneipfründe auf dem Allerheiligenaltar der Pfarrkirche inne, über deren Einkommen und die mit ihr verbundenen Verpflichtungen Rest allerhand interessante Mitteilungen macht. Er untersucht sodann den Kreis der Personen, für die Nichenbach Bücher gebunden hat. Sie gehören fast ausschließlich dem geistlichen Stand an und lassen nach Rest darauf schließen, daß der Kaplan seine Bände »mehr aus Freundschaft und Gefälligkeit für ihm beruflich Nahestehende« hergestellt habe. Rest erblickt in Nichenbach überhaupt keinen Berufsbuchbinder, sondern einen »bibliophilen Buchkünstler«, der sich in einzelnen Fällen auch mit der inneren Ausstattung der von ihm gebundenen Bände befaßte. So soll Nichenbach die nach Rest ungewöhnlich schöne Ausmalung der Holzschnittinitialen der beiden Salzburger Bibelbände (Basel, Bernhard [nicht Berthold] Michel 1475) ausgeführt haben. Ich glaube kaum, daß Rest mit dieser Annahme das Richtige trifft, wir kennen bisher meines Wissens keinen Fall, in dem ein Buchbinder sich auch mit der Ausmalung von Handschriften oder Drucken befaßt hätte. Mangels jedes sicheren Beweises steht diese Annahme Rests also auf äußerst schwachen Füßen. Trotzdem sei dankbar anerkannt, daß Rest durch seinen Beitrag unsere Kenntnis der Lebensumstände Nichenbachs wesentlich vermehrt hat.

E. Grahl, einer der besten Kenner islamischer Einbandkunst, ist in der Lage, eine Buchbinderinschrift aus dem Jahre 1428/29 aus Karaman in Kleinasien nachzuweisen. Die Inschrift befindet sich auf der Innenseite des Steges der Klappe eines orientalischen braunen Lederbandes, dessen Ornamentik einem bei Sarre beschriebenen Band sehr ähnlich ist. Die Inschrift ist aber um 300 Jahre älter als jede bisher bekannte, ihr Fund gibt vielleicht Veranlassung, daß weitere Beispiele dieses Brauchs bekannt werden.

Th. Gottlieb hat durch seinen vorzeitigen Tod (15. Januar 1929) seine umfangreichen »Grolierstudien« nicht mehr zum Abschluß bringen können. Die Herausgeber des Jahrbuchs haben es aber für ihre Pflicht gehalten, diese Arbeit, die eine Fülle interessanter und neuer Beobachtungen enthält, aus seinem Nachlaß herauszugeben. Der hier vorliegende Teil der Arbeit Gottliebs ist im wesentlichen eine sehr ausführliche Besprechung des inhaltreichen und wichtigen Buches von Hobson, »Maioli, Canevari and others«, London 1926, das Gottlieb veranlaßt hat, seine Aufzeichnungen über den gleichen Gegenstand zusammenzustellen.

G. Loubier bietet eine Studie über einen Pariser Buchbinder des siebzehnten Jahrhunderts, Florimond Badiet, dessen bisher wenig bekannte und seltene Arbeiten um zwei weitere sehr reich ausgestattete Einbände aus Kassel und Stuttgart vermehrt werden, die eine klare Anschauung von seiner Kunst ermöglichen.

L. de Marinis zeigt aus seiner eigenen kostbaren Sammlung sechs italienische Einbände aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die für den Kardinal Michael Bonelli teils in Rom, teils in Florenz gearbeitet wurden.

Die schöne Einbandausstellung, die die Leipziger Stadtbibliothek zu ihrem 250jährigen Jubiläum 1927 veranstaltete, bot auch eine Übersicht über den Bibliothekseinband der Stadtbibliothek, auf die J. Hofmann näher eingeht. Da sich die alten Buchbinderrechnungen in den Bibliotheksakten erhalten haben, ist Hofmann in der Lage, ein wertvolles und interessantes Material über den Bucheinband des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Leipzig zu veröffentlichen. Wir erfahren die Namen der Buchbinder, die von ihnen gebrauchten Fachausdrücke, die Preise der Einbände, und sehen, welche verhältnismäßig bedeutenden Mittel damals in Leipzig für die Einbände der Stadtbibliothek aufgewendet wurden. Zum Teil liegt dies allerdings, wie Hofmann ausdrücklich betont, in dem Museumscharakter der Bibliothek begründet, sobald im neunzehnten Jahrhundert die Benutzung durch die Allgemeinheit zunimmt, verliert auch der Einband sein eigenes Gepräge und wandelt sich in den einfachen Gebrauchsband, wie wir ihn aus allen deutschen Bibliotheken kennen.

G. Schreiber macht nähere Mitteilungen über ein von ihm auf Anregung Loubiers geplantes Repertorium der Bucheinbandabbildungen, das sich bei der schwer überschaubaren Fülle des Materials als ein unentbehrliches Hilfsmittel der Forschung erweisen wird.

Auf die sechzehn wertvollen und interessanten Arbeiten, die sich mit der neuen Einbandkunst beschäftigen, näher einzugehen, ist leider unmöglich. Ich verweise nur im besonderen auf die sehr